



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hoffmann, Georg: Julius Stinde

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die Aufwendungen, die durch den Aufenthalt der Kinder im Pflegehause veranlaßt sind, die Kosten für die im Pflegehause wohnenden Ammen und für das Wickelzeug. Alles übrige gehört zu den äußern Auslagen. Die Hauptsumme aller Kosten tragen wieder die Bezirke. Sie erhalten nach gesetzlicher Vorschrift vom Staate einen Zuschuß, der einem Fünftel der innern Auslagen gleichkommt. Außerdem haben auch hier die Gemeinden einen Beitrag zu leisten, der alljährlich vom Bezirkstage festgestellt wird, aber den fünften Teil der äußern Auslagen nicht überschreiten darf.

Neben diesen obligatorischen Ausgaben gewähren die Bezirke vielfach an Witwen, Witwer, eheverlassene Frauen zeitweise Unterstützungen, die hauptsächlich das Verlassen der Kinder durch den einen Elternteil verhüten sollen. An diesen Unterstützungen beteiligen sich die Gemeinden gar nicht. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß nach einem Gesetze vom 18. Juli 1890 auch für die geistig oder leiblich verwahrlosten Kinder die öffentliche Fürsorge insofern eintritt, als sie unter gewissen Voraussetzungen ihren Eltern entzogen und in eine Erziehungsanstalt untergebracht werden können.

Die beiden Fälle der obligatorischen Armenpflege sind die Lichtseiten des gesamten elsäß-lothringischen Unterstützungswesens. Auch die fakultative Anstaltspflege leistet da, wo sie eintritt, Hervorragendes, sie leidet aber an dem natürlichen Mangel, der mit jeder fakultativen Leistung verknüpft ist, der Ungleichmäßigkeit, die sich aus der Gesetzgebung und der Verschiedenartigkeit der Mittel ergibt, die den einzelnen Anstalten zur Verfügung stehen. Diese Mängel machen sich in verstärktem Maße bei der offenen Armenpflege fühlbar, deren Reformbedürftigkeit wohl allgemein anerkannt wird. Da sich eine etwaige Reform aber in der Richtung des gemeinen deutschen Rechtes wird bewegen müssen, so muß mit Recht in Elsaß-Lothringen abgewartet werden, bis die gegen das deutsche Unterstützungswohnsitzgesetz gerichteten Reformbestrebungen zu einer Neuregelung des Unterstützungswesens im Reiche führen.



## Julius Stinde



in neues Buch aus der Feder des vollstümlichen Schilderers Hamburger und Berliner Kleinbürgerlebens, ein Buch das seine Bestimmung, gelesen und gekauft zu werden, erfüllen wird, wenn auch nicht in demselben Maße wie die weitverbreiteten Buchholzgeschichten des Verfassers, ist Pienschens Brautfahrt, eine Geschichte mit wenig Handlung und viel Beiwerk (Berlin, Verlag von Freund und Seckel, 1891). Ein Absatz, wie ihn die Buchholzgeschichten im

Laufe des verflossenen Jahrzehnts gefunden haben, ist aber auch fast unbegreiflich und gehört zu den Aufsehen erregenden Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Büchermarktes. So oft mir ein neues Buch des mir persönlich bekannten Humoristen zu Händen kommt, blättere ich nach hinten und zähle in dem von der Verlagshandlung angehefteten Reklameteile die Auflagen zusammen, die die in Buchform erschienenen Buchholzschriften erlebt haben. Heute finde ich insgesamt nicht weniger als zweihundertundfünfzig, sage und schreibe zweihundertundfünfzig Auflagen. Woher dieser Erfolg?

Einen Teil des Geheimnisses enthüllt Stinde uns selbst. „Wer ein Vorhaben erreichen will — so leitet er eine jener reichshauptstädtischen Humoresken ein —, muß nicht nur den rechten Augenblick erwählen, sondern auch feste zufassen; das weiß selbst eine vernunftlose Mausfalle, denn Verlorenes kehrt nicht wieder.“

Mit diesem Satze echt Stindisch zum Ausdruck gelangter Lebensphilosophie hat es seine Richtigkeit. Denn jene in Hunderttausenden von Exemplaren erschienenen, von Band zu Band weitergespinnnen Erzählungen, die Stindes Namen trotz mannichfacher früherer Erzeugnisse seiner Feder erst recht eigentlich bekannt gemacht haben, verdanken ein gutes Teil ihrer Volkstümlichkeit dem richtig erwogenen Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. Vor zwanzig Jahren noch würden sie vielleicht nur die Bewohner der preussischen Hauptstadt und der umliegenden alten Stammprovinzen interessirt haben, im übrigen Deutschland aber oder gar über dessen Grenzen hinaus kaum auf Entgegenkommen gestoßen sein. Denn um Berliner Skizzen und Lebensbildern, die heute das Feuilleton deutscher Tageszeitungen überfluten, den Weg ins große Publikum zu bahnen, mußte diese Stadt sich erst zu dem ausgebildet haben, was sie seit dem Beginn des vorigen Jahrzehnts ist: die Hauptstadt des neuen deutschen Kaiserreiches, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Wesen nach, die Stadt, auf die sich die Blicke der Nation von allen Punkten richten. Berlin und Berliner Leben mußten erst typisch geworden und dieser Typus in den entferntesten Winkeln des Reiches bekannt sein, das Interesse an allem, was sich in der deutschen Hauptstadt regte und bewegte, von der Person des Kaisers bis zum Droschkenfutscher und Schusterjungen herab, mußte dem Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen sein: dann erst — aber auch nicht später, wenn nicht andre zuvor den Rahm abschöpfen sollten — war für den Dichter der „Hamburger Leiden“ der richtige Zeitpunkt gekommen, um seiner humoristischen Feder ein neues Gebiet zu erobern.

Diesen Augenblick hat Stinde nicht verpaßt. Praktisch, wie er durch und durch ist, that er einen Schritt zur rechten Zeit, als er im Jahre 1876 von Hamburg nach Berlin übersiedelte. Das Studium des Volkslebens am Elbestrand hatte er erschöpft; seine gelungensten Lokalpossen hatten das Zwerchfell des Publikums vor der Bühne des Schulze-Theaters erschütteret. Zur Aus-

arbeitung weiterer Bühnenstücke bedurfte der ehemalige Chemiker, der schon seit Jahren den Laborirtisch mit dem Redaktionsstisch vertauscht hatte, der Ruhe des freien Schriftstellers, denn es war ihm zugleich um die Muße und Gelegenheit zum Sammeln neuer Stoffe für fernere Schöpfungen zu thun. Diese Gelegenheit bot sich ihm in Berlin. Während die Arbeit seiner Feder, auf humoristischem Gebiete wenigstens, noch der dramatischen Schilderung Hamburger Lebens galt, war das beobachtende Auge bereits ausschließlich auf die neue Umgebung gerichtet. In aller Ruhe studirte Stinde, wie er es in Hamburg gethan hatte, Sprache, Sitten und Typen der Reichshauptstadt; dann aber, als er seine Zeit gekommen glaubte, faßte er „feste“ zu und, dem Beispiel der vernunftlosen Mausefalle folgend, ließ er seinen Stoff nicht eher wieder los, als bis er hergegeben hatte, was er hergeben konnte. Das Ergößen Hunderttausender an dem unverstiegligen Humor seiner Werke und dazu eine reichlich sprudelnde Quelle materieller Erfolge war der Lohn.

Aber obwohl dieses geschickte Ergreifen des geeigneten Zeitpunktes für einen spekulativen schriftstellernden Kaufmann oder kaufmännischen Schriftsteller, wie sich Stinde wohl scherzweise selbst genannt hat, von großer Bedeutung sein mußte, so ist doch damit eine ausreichende Erklärung für die Erfolge seiner Schriften nicht gegeben. Die Hauptsache ist und bleibt immer die Güte der ausgebotenen Ware; und diese schmackhaft herzurichten, gesunde Nährstoffe durch Hinzufügen feiner und feinsten Gewürze dem Käufer mundgerecht und begehrenswert zu machen, bedarf es auf dem Markte belletristischer Bücher beim Humoristen eines ausgesprochenen Verständnisses für den Appetit seiner Leser und vor allen Dingen des Talents, Gaumen und Zunge zu figeln. Dies Talent hat Stinde, es ist in Hamburg wie in Berlin zum vollen Durchbruch gelangt; Stinde ist Humorist im eigentlichen Sinne des Wortes.

Das beweist zunächst die komische Wirkung seiner Schriften. Lokalpossen wie „Hamburger Leiden,“ „Tante Lotte,“ „Die Nachtigall aus dem Bäcker- gang,“ „Die Familie Carstens“ u. s. w. zogen seinerzeit den Hamburger Mittelstand allabendlich vor die Bretter des Schulze-Theaters. Zu welchem Zwecke? Um einmal von ganzem Herzen lachen zu können. Und worüber lachte dieses außerordentlich dankbare Publikum? Über sein eignes, gutmütig ihm vorgehaltenes Spiegelbild, über seinen eignen, durch die Vorstellung auf der Bühne zum Bewußtsein gebrachten Volkshumor. Die Stindischen Possen und Charakterstücke fesseln den Zuschauer nicht nach moderner Art durch fleischfarbene Triots, scharfe Pikanterien oder allerhand Zwei- und Eindeutigkeiten, sondern durch die Gesundheit ihres Humors, dessen Wesen sich wiederum nicht in einem Funkenfeuer sprühender Wortwitz kundgiebt, sondern in der durch schärfste und zugleich liebevollste Beobachtung ermöglichten, bis ins Kleinste getreuen Zeichnung der Typen, Sitten und Eigenheiten, wie sie sich thatsächlich und alltäglich im Volke geben. Und dieses Talent, zu beobachten

und dichterisch wiederzugeben, das dem norddeutschen Humoristen mit einem Schlage die Sympathie der Hamburger und derjenigen niederdeutschen Bevölkerung gewann, deren Typus dem der Elbestadt ähnelt, wurde auch der wesentlichste Grund für die Beliebtheit seiner Berliner Lebensbilder unter den Bewohnern der Reichshauptstadt selbst und dank dem Verhältnis, in dem Berlin heute zum Reiche steht, auch unter der Bevölkerung ganz Deutschlands.

Stindes Buchholzgeschichten liefern den Beweis, daß ihr Verfasser mit Fleisch und Blut, Leib und Seele mitten in der ihn umgebenden Welt drinsteckt. Er erweist sich als einen Mann der Anschauung, der ununterbrochen sieht und hört; er erdichtet nicht alle die kleinen Gewohnheiten, Launen, Fehler und Unarten, durch die er die eine oder andre Figur seiner Erzählungen charakteristisch kenntlich macht, sondern diese Unarten, Fehler und Launen waren an diesem oder jenem Berliner Kinde Thatsache. Stinde weiß sie nur scharfen Auges zu entdecken, seiner Studienmappe einzufügen und den einzelnen Personen seiner Humoresken geschickt anzuhängen. So stellt er uns die einzelnen Typen in voller Handgreiflichkeit hin; uns ergötzt die Eitelkeit dieses „Fazten,“ die Steifheit jener alten Schwiegermutter, die Affenliebe einer „Frau Polizeileutnant Krause“ zu ihren ungezogenen Rangen, das Großthum einer ganzen Familie auf haltloser Grundlage, die Unordnung beim Junggesellen, die Koketterie dieser, die übertriebene Prüderie jener, die dummstolze Bornirttheit einer dritten jungen Dame. Und diese ganze Gesellschaft redet unter einander in einer Sprache, die in ihrer Naturtreue deutlich genug verrät, mit wie scharfem, überall hin horchendem Ohre Stinde die Spracheigentümlichkeiten, die Floskeln und Flüche, die originellen Wendungen und Bezeichnungen herauszuhören versteht, durch die sich der Berliner Jargon von der landläufigen Umgangssprache der übrigen Bewohner des deutschen Reiches abhebt.

Stinde kennt Berlin, als ob er selbst mit Spreewasser getauft wäre. Als er vor einigen Jahren seine beiden ersten Buchholzbücher dem Fürsten Bismarck zum Geschenk übersandt hatte, bemerkte dieser in seinem Dankschreiben, es habe ihm unmöglich geschienen, daß der Verfasser dieser Bücher nicht ein Berliner Kind sein sollte. So wird es manchem gehen. Freilich wer seine „Tante Lotte“ kennt, der zweifelt nicht mehr daran, es mit einem echten, rechten Plattdeutschen zu thun zu haben. Ein solcher ist Stinde, ein Holsteiner unverfälschter Rasse. Er wurde am 28. August 1841 in dem holsteinischen Dorfe Kirchmüchel geboren, verlebte dort seine Knabenzeit, besuchte dann das Gymnasium in Gutin und begann, nach einer praktischen Lehrzeit als Pharmazent in Lübeck, seine Universitätsstudien in Kiel. Und noch als Frau Wilhelmine Buchholz den Namen des Berliner Schriftstellers längst über Deutschlands Grenzen hinausgetragen hatte, pflegte der Doktor Julius Stinde alljährlich den größten Teil seiner Sommerfrische in dem im östlichen Holstein gelegenen bescheidenen Kirchdorf Lensahn zuzubringen. Dort ruhten auf dem Friedhofs-

die Gebeine seines als Kirchenpropst im Jahre 1881 gestorbenen Vaters; dort lebten ihm Mutter und Schwestern, dort war es auch, wo ich den über Nacht berühmt gewordenen Humoristen kennen lernte.

Und zwar genau so, wie ihn jeder aus seinen Schriften kennt. Stinde giebt sich, wie selten ein Schriftsteller, im täglichen Leben ganz so, wie in seinen Büchern. Stinde sieht und hört alles und weiß über alles mit komischer Präzision mitzureden. Er hat im Hause gelauscht und kennt alle Freuden und Leiden der Hausfrau, die Gewissenlosigkeit nicht „eckreiner“ Dienstmädchen beim Scheuern oder Feudeln, die Fehler, die die Schneiderin beim Anfertigen eines Kleides, die Putzmacherin bei der Garnirung eines Hutes gemacht hat. Er ist genau unterrichtet über alle Moden der Frauenkleidung; er kennt jeden Ausdruck, der sich auf die Toilette und andre Angelegenheiten des weiblichen Geschlechts bezieht. Darum weiß er auch in seinen Buchholzens das neue Kleid von „Polizeileutnants Mila“ so getreulich zu schildern. Aber weiter horcht und sieht er in der Küche; er ist, wie der Plattdeutsche sagt, ein richtiger „Pöttentiefer.“ Er weiß, wie oft der Kalbsbraten begossen werden muß, wie lange Kartoffeln, Kohl, Spinat kochen müssen; er kennt jeden von der Hausfrau gerügten Fehler eines vom Schlächter frisch gebrachten Fleischstückes und weiß, mit welchen Worten sie diesen zur Rede stellt. Jeden Ausdruck beim Feilschen um Kaffee oder Rosinen, beim Beurteilen der aufgetragenen Gerichte hat er erlauscht. Und dann blickt er hinaus auf die Straße, besucht die Werkstätten der Handwerker, die Arbeitsäle der Fabriken, die Felder und Scheunen der Landleute; außer den Kenntnissen von der Entstehung und Bearbeitung jedes im täglichen Leben vorkommenden Gebrauchsgegenstandes, der Kunstgriffe bei jedem Handwerke, jeder Fabrik- und Landarbeit erbeutet er bei dieser Gelegenheit auch die zahllosen Beiträge zu seinem Lexikon von Fach- und Lokalausdrücken; auf der Straße eröffnet sich ihm die ausgiebigste Quelle derben oder gemüthlichen Volkswizes. Alles aber, was er im täglichen Verkehr erspäht und erlauscht hat, das finden wir später in seinen Büchern wieder, wo es eine urkomische Wirkung nicht verfehlt.

Aber auch die komische Wirkung allein macht nicht den Humoristen; um diesen Namen zu verdienen, bedarf der Schriftsteller eines reichen Gemüthes. Stinde darf sich dieses Besitzes rühmen; wer seine Werke kennt, die Hamburgischen Bühnenstücke sowohl wie die Berliner Humoresken, kann sich der Wahrheit nicht entziehen, daß es bei beiden die unzertrennliche Verbindung des Komischen mit dem Gemüthvollen, des realen Bildes mit der idealen Denkweise des Verfassers ist, die seinen Schriften ihren Wert verleiht. Man braucht ihn nicht im Verkehr mit den Seinen, mit Verwandten, Freunden und Bekannten kennen gelernt zu haben, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß Stinde „Gemüthsmensch“ durch und durch ist. Er versenkt sich mit seinem ganzen Sein und Empfinden in die Welt, die er darstellt; er weiß mit seinen kleinen

Helden und Heldinnen zu lachen, aber er versteht auch — sein neuestes Werk beweist es aufs schlagendste — sich in den Gram eines Menschenherzens hineinzufühlen und unter den Qualen, die es zerfleischen, mit zu leiden. In derselbe Humorist, der heute als Optimist die Krebschäden der Gesellschaft, die seinem Auge keineswegs verborgen sind, von der komischen Seite angreift, um sie, durch den Humor vergoldet, dem Leser zum Bewußtsein zu bringen, hat selbst seine Periode des Pessimismus gehabt. Seine „Waldnovellen,“ kleine Erzählungen wie die „Alltagsmärchen,“ diese aber an Wert bedeutend überragend, liefern den Beweis. „In diesen Erzählungen — urteilt Rudolf von Gottschall — waltet zum Teil ein poetischer Pessimismus vor, der grausame Opfer verlangt, und dessen Berechtigung eine eigne eingehende Abhandlung erfordern würde.“ Diese Periode schwarzächtiger Weltanschauung hat Stinde glücklich überwunden; die Tiefe des Gemüts aber, die ihm die gleichmäßige Mitempfindung von Menschenfreude und Menschenleid ermöglicht, ist an ihre Stelle getreten. Mit dem Gemüt erfährt er Welt und Menschen, kehrt ihre Tugenden hervor und bringt sie zur Erkenntnis ihrer Fehler, um sie auf den rechten Weg zu weisen. Ein Beispiel dieser wohlgemeinten Zurechtweisung möge hier Platz finden, weil es zugleich Zeugnis von der Anhänglichkeit des Humoristen an die Stätte ablegt, wo ihm die erste volle Anerkennung seines Schaffens zu teil wurde. Dankbarkeit ist ja eine der ersten Tugenden des Gemütsmenschen. Die Stelle ist aus Stindes neuestem Werk: „Bienchens Brautfahrt.“ Die „Freia,“ an deren Bord Frau Lahmann mit ihren beiden Töchtern, von Berlin kommend, die Reise nach Sylt angetreten hat, hat den Hamburger Hafen verlassen. „Altona war vorüber, nun kam das hohe Elbufer mit seinen gartenumhegten Landhäusern. Wie schön! Scheelsüchtige sagen, hier ließe Hamburg einen Zipfel seines Reichthums sehen. Geht in die Stadt, an die gewaltigen Kais, in die Kaufhäuser, in die Fabriken und seht euch die Arbeit an, begleitet die Schiffe bis in die fernsten Häfen, wohin sie der Unternehmungsgeist sendet, dann wißt ihr, was Hamburg groß macht. Freut euch doch über jeden Fleck deutscher Erde, wo der Fleiß üppige Früchte trägt.“ Dergleichen Zurechtweisungen, die auf jeder Seite von Stindes Büchern zu finden sind, üben ihre Wirkung, ohne zu beleidigen. Stinde kränkt niemanden; selbst da nicht, wo er satirisch wird. Denn diese Satire, in die er nichts gewaltsam hineinreißt, mit der er vielmehr nur das wirklich Fragenhafte karrikirt, übt zwar ihre Wirkung, bleibt aber gleichwohl überall gutmütig; auch hier macht sich der Humor nach seinen beiden Richtungen hin geltend. Wir lachen über die komische Gestalt, unter der uns das Bornirte der Menschennatur in seiner wahrhaftigen, bis ins einzelne zutreffenden Erscheinung vor Augen tritt, und empfinden doch dahinter das mitleidige, die Verirrungen des Menschen bedauernde Gemüt. Abgesehen von den zahlreichen, in allen seinen humoristischen Werken verstreuten satirischen Seitenblicken hat

Stinde zwei selbständige Werke dieser Art geschrieben. Die „Opfer der Wissenschaft,“ mit denen der Verfasser die auf bloßen Hypothesen aufbauende Naturwissenschaft Häckelscher Richtung verfolgt, machten bei ihrem Erscheinen Aufsehen; dauernden Wertes aber und voll köstlicheren Humors ist das „Defamerone der Verkannten,“ eine vortreffliche Verspottung des seinerzeit von den Mitgliedern des Wiener Burgtheaters ausgegangenen Defamerone-unwesens, eine lachende Stäupung übertriebener Künstlereitelkeit. Das kleine, von Oskar Wagner hübsch illustrierte Buch gehört zu den hervorragendsten Werken Stindes, obwohl es durch die Buchholzbücher mehr und mehr zurückgedrängt worden ist.

Diese Berliner Humoresken wurden eben sehr bald das ein und alles, was das Publikum von Stinde verlangte mit unablässig wachsendem Appetit. Alle andern Werke wurden vorläufig mehr oder weniger beiseite geschoben, die Satiren und ehemaligen populärwissenschaftlichen Schriften, die beiden bereits genannten Novellen Sammlungen, zu denen neuerdings noch eine dritte, „Die Perleschnur und andres,“ hinzugekommen ist, wie auch die Übersetzung des Norwegers Lars Dilling; ja ich möchte glauben, daß die Mehrzahl der Verehrer von Stindes Buchholzschriften keine Ahnung davon hat, was derselbe Schriftsteller in frühern Jahren für das Hamburger Publikum auf plattdeutschem Gebiete geleistet hat. Und doch muß man, vom rein ästhetischen Standpunkte, manches, was heute zurückgedrängt ist, den Berliner Humoresken voranstellen. Eine Posse wie „Hamburger Leiden“ oder „Tante Lotte“ ganz gewiß. Denn hier haben wir es mit abgerundeten Dichtungen zu thun, die zwar auch des Beiwerkes genug haben, aber doch durch eine folgerichtige Handlung in sich so zusammengehalten werden, daß sie in der Entwicklungsgeschichte der plattdeutschen Komödie für alle Zeiten zu den hervorragendsten Erscheinungen gehören werden. Auch dann noch, wenn Wilhelmine Buchholz längst vergessen sein wird. Denn diese Buchholzgeschichten, so enthusiastisch sie aufgenommen worden sind, bleiben doch nur immer, was sie nach Stindes Absichten sein sollen: eine fesselnde, sehr humoristische Erscheinung der Tageslitteratur. Der Ästhetiker kann und wird sie niemals für voll anerkennen. Der Roman oder vielmehr die vielen einzelnen Romane, die sich in den Berliner Geschichten abspinnen, gleichen dem vielfach verästelten Weihnachtsbaum, an dem alle die Süßigkeiten, goldenen Äpfel und Nüsse, Glaskugeln und bunten Kettchen nach und nach aufgehängt werden.

Doch das thut den nur für eine mäßig bemessene Gegenwart bestimmten Werken keinen Abbruch und kann Stindes Bedeutung nicht beeinträchtigen. Nachteiliger für dauernden Genuß erweist sich des Verfassers allzu langes Festhalten an ein und demselben Stoffe, den er — und hier tritt der spekulative kaufmännische Schriftsteller hervor — von Band zu Band, sich immer noch eine Lücke offen lassend, von der aus er von neuem einsetzen kann, weiter-

spinnt. Dadurch mußten sich unbedingt Längen und Wiederholungen einfinden, die entweder ermüdend wirken, oder, wo der Verfasser, seinen Fehler erkennend, das Alte mit Gewalt neu kleiden wollte, etwas Verschrobenes, Gefuchtes an sich tragen. Doch diese Schwäche, der ja immer noch eine beträchtliche Summe von Vorzügen gegenübersteht, wird von der Masse der Leser kaum empfunden und ist vom geschäftlichen Standpunkte des Verfassers zu verzeihen. Er beansprucht ja mit seinen Berliner Lebensbildern nicht einen Platz auf dem Parnas und im dauernden Gedächtnis der Nachwelt zu erobern. Er will die Mitwelt auf seiner Seite haben, und das hat er durch keines seiner Werke offenkundiger erreicht, als durch seine Buchholzbücher.

Unter den obwaltenden Umständen ist es eine natürliche Erscheinung, daß sich Stinde mit der Zeit mehr und mehr daran gewöhnt hat, auf eine lebhaftere Handlung in seinen Büchern zu verzichten und statt ihrer eine um so größere Summe von Reflexion zu bieten. Der aufmerksame Leser hat diesen Übergang längst bemerkt; mit jedem neuen Bande der Buchholzgeschichte wurde er deutlicher. Die dichterische Erfindung wurde schwächer, das reflektierende Beiwerk umfangreicher; nur der Humor blieb derselbe, und zwar so, daß er sich nach und nach mehr von der gemüthlichen, als von der komisch wirkenden Seite geltend machte. Selbstverständlich! Denn eine Komik wie die Stindische hat eine Stütze nötig, an der sie sich festhält; sie bedarf der Handlungen und Personen, und soll sie neues bieten, so müssen auch die Handlungen und Personen neu sein.

Das aber ist in dem neuesten Werke des Humoristen „Pienschens Brautfahrt“ nicht der Fall. Die Erfindung des Romanes ist einfach, die Charaktere kennen wir aus Stindes früheren Humoresken, wo sie als Nebenfiguren meist mehr oder weniger breit ausgeführt wurden. Und dennoch interessirt diese „Geschichte mit wenig Handlung und viel Beiwerk“ mehr als die letzten Buchholzbücher und steht ästhetisch über ihnen. Denn abgesehen von einer originellen Form der Darstellung — Stinde unterbricht den schlichten Erzählungston durch Zwischenspiele mit seinem Verleger, die die Erzählung gleichwohl fördern — erkennt man erstens das behandelte Thema klar und scharf heraus; die Mißverhältnisse, die eine unfertige Bildung zeugt, und die Art ihres verschieden angestrebten Ausgleiches auch mit der umgebenden Welt werden deutlich veranschaulicht. Tochter Hille, die über den Zaun, der das Gebiet ihrer Bildung umhegt, nie hinübergeschaut hat, findet den einfachsten Weg zum Glück in der Liebe zu einem ehrlichen Handwerksgefallen. Pienschen hingegen, ohne häusliche Erziehung, die Lehrerinnenprüfung hinter sich, mit einer Menge unverdauten Halbwissens auf Kosten ihrer körperlichen Gesundheit vollgepfropft, überall zwischen Thür und Angel, der Gegenstand des Spottes und der Mofanterie, von Herzen ein gutes Mädchen, wird, dem Arm des in Verzweiflung selbst gesuchten Todes entrißen, schließlich aus Barm-

herzigkeit geheiratet. Zweitens aber ist es die Charakteristik dieses unglücklichen Geschöpfes selbst, die das neue Buch auszeichnet und über diese oder jene Schwäche, bestehend in bisweilen ermüdender moralischer Reflexion, hinwegsehen läßt. Ich erinnere mich keines Seelengemäldes in den Stindischen Schriften, das so ergreifend, mit solcher Faßlichkeit und annähernd gleichem psychologischen Verständnis ausgeführt wäre, wie diese Zeichnung des geängsteten Mädchenherzens. Zu diesem Kunstwerke war aber Stinde nur fähig dank seinem tief empfindenden Gemüte, das ihn zum Humoristen machen würde, auch wenn er nie ein Lächeln auf die Lippen seiner Leser gezaubert hätte.

Kiel

Georg Hoffmann



## Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Fortsetzung)



ußtest du Unseliger, fuhr der zweite Vitterat fort, mußtest du Unseliger in den drei Mohnen vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist, als drei Mohnen zusammen genommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen, wie du dazu gekommen warst? Mußtest du seine Einflüsterungen anhören? Mußtest du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakriren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir aufsaß! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und, jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen, ausrief: So seis Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So seis Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Sammers! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen

Grenzboten IV 1890

66